

zum Verschwinden zu bringen. Die größte Schwierigkeit besteht jedoch darin, daß es so viele „Rückfall-Alphabeten“ in Italien gibt, Menschen, die zu kurz zur Schule gegangen sind und später keine Gelegenheit mehr haben, ihre Kenntnisse, die oft auch keinerlei Beziehung zu ihrem täglichen Leben haben, zu üben, und die daher das Gelernte wieder völlig vergessen.

Auch die großen katholischen Organisationen und Institutionen beschäftigen sich gerade in der letzten Zeit intensiv mit den Problemen der Schule. Obwohl es in Italien, wie in Frankreich oder Belgien, ein ausgedehntes System von konfessionellen Schulen, zumal Mittelschulen (mit staatlichen Zuschüssen, die ihnen von den antiklerikalen Parteien nicht gegönnt werden) gibt, dreht sich die Sorge der Katholiken gegenwärtig keineswegs um die Rechte der katholischen Schule, sondern um das ernste allgemeitalienische Problem der Schule überhaupt. Wir haben bereits im November vorigen Jahres (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 56—58) über die letzte Soziale Woche Italiens berichtet, deren Thema „Die Gesellschaft und die Schule“ war. Die Christlichen Arbeitervereine Italiens, die ACLI, haben jüngst auf ihrer Tagung in Rom am 31. Mai und 1. Juni das Thema „Die Schule für alle“ behandelt, also den Kampf gegen den Analphabetismus; und die Katholische Aktion Italiens, die ACI, hat die „christliche Erziehung und die Schule“ zum Gegenstand ihrer diesjährigen Jahreskampagne gewählt und dieses Thema auf der Tagung ihres Zentralrats Anfang Juni lebhaft diskutiert.

All dies zeugt davon, daß auf dem Gebiet des Kampfes gegen das Analphabetentum wie auf dem der Agrarreform, wie auf dem der gerechten Löhne, der Steuerordnung und allen anderen Gebieten, die die soziale Struktur des Landes betreffen, in Italien der Kampf einer allmählichen, aber echten und tiefgreifenden sozialen Erneuerung auf der Basis des demokratischen Staates (und im Sinne des christlichen Geistes) gegen die revolutionären Absichten der immer noch letzten Endes unerschütterten Kommunisten mit ihrem fest organisierten Apparat und ihrer Gruppe fanatischer Intellektueller weitergeht.

Die Familie in der Bundesrepublik

Über den Zustand der Familie in Westdeutschland gab es bisher nur wenige Untersuchungen. Das hat mehrere Gründe. Einmal widersteht der Intimbereich der Familie soziologischer Entdeckerfreude, und das ist gut so, weil die Wahrung der Diskretion in unserer öffentlichkeitssüchtigen Zeit wichtiger ist als ein paar zweifelhafte wissenschaftliche Ergebnisse. Das gilt vor allem für den Bereich der Intimbeziehungen in der Ehe (vgl. unsere Kritik zum Kinsey-Report; Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 475 ff.). Man kann die Personalbeziehungen innerhalb der familiären Gemeinschaft ausklammern, z. B. lediglich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie untersuchen, sowohl die faktischen Gegebenheiten wie die wirtschaftlichen Wünsche der Bevölkerung. Die soziologische Forschung in Deutschland ist erst sehr spät an die relativ leichten, empirischen Untersuchungen nach 1945 herangegangen. Zu sehr waren die wirtschaftlichen Verhältnisse nach Kriegsende in Fluß. Was an Untersuchungen solcher Art bis jetzt durchgeführt werden konnte, haben wir unseren Lesern mitgeteilt (vgl. 8. Jhg., S. 91 ff., 9. Jhg., S. 271 ff.,

468 ff., ds. Jhg., S. 102 ff., 156 ff., 250 ff., 300 ff.). Über die wirtschaftliche Lage der deutschen Familie mit mehreren Kindern hoffen wir in absehbarer Zeit berichten zu können.

Man darf jedoch bei einer soziologischen Bestandsaufnahme die Familie nicht nur als eine Wirtschaftseinheit ansehen. Denn niemand leugnet, daß sie erheblich mehr ist. Allein schon unter sozialem Gesichtspunkt zweifelt niemand daran, daß Gesellschaft, Öffentlichkeit und Staat in stärkster Korrelation zur Familie stehen. Niemand zweifelt ferner, daß alle Versuche, Gesellschaft und Staat zu erneuern, mit einer Erneuerung und Stärkung der Familie einhergehen müssen. Dabei weiß kaum jemand in Deutschland, wie es zur Zeit um die Familie bei uns bestellt ist, weder wirtschaftlich noch geistig. So bleibt der Ruf nach einer Erneuerung unseres gesamten öffentlichen Lebens notwendigerweise mehr programmatischer Natur, weil man den Befund nicht kennt und sich daher über die Mittel zur Heilung auch gar nicht einig werden kann.

Denn — und das ist der zweite Grund für den Mangel an brauchbaren Ergebnissen der Familiensoziologie — die Mittel, die uns zur Erforschung des familiären Bereichs zur Verfügung stehen, reichen nicht aus, um ein so vielfältiges, komplexes Gebilde wie die Familie zu erfassen, zumal diese zu jeder Zeit und an jedem Ort anders aussieht und sich häufig nach außen anders gibt, als sie tatsächlich ist; die man unter verschiedenen Aspekten betrachten kann, die man leicht miteinander vermengt, obgleich sie ganz unterschiedlichen Ebenen angehören; ja die man in ihren Tiefenschichten, die ihr Leben auf die Dauer bestimmen, gar nicht wissenschaftlich erfassen kann, obwohl man doch gerade über sie etwas wissen möchte und wissen müßte. Ergebnisse soziologischer Untersuchungen auf diesem Gebiet werden daher nicht mehr als Symptome sein, Hinweise auf Sachverhalte, die in Wirklichkeit alles andere als „einfach“ sind. Alle diese Symptome lassen sich zudem nicht auf eine Generallinie bringen, und dennoch, so glauben auch wir, werden sie in ihrer Gesamtheit bestimmte Tendenzen deutlich machen, die heute in der deutschen Familie vorherrschend sind.

Uns liegen drei Arbeiten vor. Helmut Schelsky: „Wandlungen der deutschen Familie der Gegenwart“ (2. Aufl., Stuttgart 1954, 357 S.), Gerhard Wurzbacher: „Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens“ (2. Aufl., Stuttgart 1954, 255 S.), Fröhner/Stackelberg/Eser: „Familie und Ehe. Probleme in den deutschen Familien der Gegenwart“ (Bielefeld 1956, 448 S.). Dazu kommen fünf weitere Aufsätze von Helmut Schelsky, die 1953 in der Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ (8. Jhg., S. 21 ff., 201 ff., 343 ff., 485 ff., 663 ff.) erschienen sind.

Schelsky und Wurzbacher fußen auf dem gleichen Material. Es handelt sich um 167 ausgewählte Monographien von Familien aus dem nord- und nordwestdeutschen Raum. Die Untersuchungen stammen aus den Jahren 1949/50. Schelsky und Wurzbacher gingen von folgender Frage aus: Wie hat die deutsche Familie die Stürme der Kriegs- und Nachkriegsjahre überstanden? Wie sieht diese bis zum äußersten strapazierte Familie heute aus? Schelsky und Wurzbacher hielten sich, um diese Frage zu beantworten, besonders an die „deklassierte“ Familie: Flüchtlinge, Ausgebombte usw. Das monographische Material, zahlenmäßig relativ schmal, zudem regional beschränkt und nach einseitigem Gesichtspunkt ausgewählt — so scheint es jedenfalls auf den ersten Blick —, mag nicht

ganz die Voraussetzungen erfüllen, um aus ihm gültige Resultate für die Familie in der gesamten Bundesrepublik abzulesen. Schelsky teilt diese Bedenken. Er hat daher später, wie auch Wurzbacher, sein Material ergänzt. Bei der Auswertung des gemeinsamen Materials gehen Schelsky und Wurzbacher getrennte Wege. Während Wurzbacher die familiären Grundbeziehungen (patriarchalisches, gleichrangiges Leitbild, bzw. Vorranganspruch der Frau, Eltern-Kind-Beziehungen und das Verhältnis zur Verwandtschaft) analysiert, betrachtet Schelsky die Familie immer unter dem Gesichtspunkt ihres Verhältnisses zur Gesamtgesellschaft.

Im Gegensatz zu Wurzbacher und Schelsky haben Fröhner/Stackelberg/Eser (im folgenden mit EMNID-Untersuchung zitiert) einen anderen Weg eingeschlagen. Sie erkennen den Rang der monographischen und vergleichenden Beschreibung Schelskys und Wurzbachers durchaus an. Sie glauben jedoch, daß man dabei auf eine Ergänzung dieser Ergebnisse durch die Methoden der Repräsentativstatistik nicht verzichten sollte, da diese allein imstande sei, einen Überblick über die Sozialverfassung aller deutscher Familien zu geben. Sie haben sich daher mit dem EMNID-Institut für Meinungsforschung zusammengetan und an Hand eines sehr ausführlichen Fragebogens über 2000 Interviews durchgeführt, von denen 1757 ausgewertet wurden. Die Befragten mußten so ausgewählt werden, daß ein repräsentativer Querschnitt zustande kam. Hierbei betrug der Anteil der vor 1945 im Bundesgebiet Beheimateten 75 %. (Wir nennen diese Quote eigens, weil sie das andersartige Auswahlprinzip gegenüber Schelsky und Wurzbacher deutlich macht.) Fröhner/Stackelberg/Eser wollten die deutsche Durchschnittsfamilie von 1954 testen. (Sie führten ihre Untersuchung von Ende Juli bis Mitte Oktober 1954 durch.)

Obleich also beide Untersuchungen nach Methode (Monographie bzw. Repräsentativstatistik), nach Zeitpunkt (1949 bzw. 1954) und Auswahlprinzip („deklassierte“ bzw. „Normalfamilie“) sich unterscheiden, sind ihre Ergebnisse im wesentlichen gleich. Der Test der Repräsentativbefragung von 1954 bestätigt die Schelskyschen Ergebnisse von 1949/50. Wir werden im folgenden zunächst die wichtigsten Ergebnisse der EMNID-Untersuchung mitteilen. Aus Raumgründen beschränken wir uns auf bestimmte Teilergebnisse, von denen wir glauben, daß sie die wichtigsten Tendenzen innerhalb der deutschen Familie von heute deutlich machen.

Wertschätzung der Familie

Als wichtigster Sinn der Familie wird heute die gute Lebensgemeinschaft bezeichnet. Kinder und Kindererziehung sind sekundär. Gute Lebensgemeinschaft heißt gemeinsames Schaffen und Helfen der Ehepartner oder auch Liebe, Vertrauen, Harmonie und Glück. Reine Gefühlsbindung scheint auf die Dauer weniger wichtig als die Solidarität des Handelns. Fundament der Ehe ist heute „zu allermeist“ eine persönliche Bindung zwischen zwei Lebensgefährten. Vertrauen, Liebe, Treue, Achtung gelten als wichtigste Voraussetzungen zur Ehe. Nur wenige (4 %) nennen in diesem Zusammenhang gleiche Anschauungen (gemeinsamen Glauben); noch nicht ein Zehntel denkt an äußere Voraussetzungen wirtschaftlicher Natur. Nur ein Prozent nennt den Wunsch nach Kindern ausdrücklich als erste Grundbedingung der Ehe. Ehe und Familie werden nicht mehr getrennt betrachtet. Man sieht bewußt oder unbe-

wußt Familie wie Ehe unter dem Blickwinkel der persönlichen Gattenbeziehung. „In der Vorstellung ist die Sinngebung der Familie als einer sozialen Gruppe oder Institution zurückgetreten und hat weitgehend der neuen Bedeutung, einem individuellen Eheprinzip, Platz gemacht. Es wäre also heute zutreffender, von Ehen mit Kindern bzw. Ehen ohne Kinder anstatt von Familien zu sprechen.“ Mit zunehmender Dauer tritt die Einschätzung der Gefühlsbindungen zurück, die Wertschätzung des gemeinsamen Handelns gewinnt an Boden.

Obleich in der Familie die Gattenbeziehung bzw. das Ehemoment vorherrscht, genießt der Begriff „Familie“ bei fast allen Menschen eine hohe Einschätzung. 90 % der Befragten stehen ihm — zumindestens in ihrer Vorstellungswelt — positiv gegenüber. Die Familie hat durch die Verlagerung auf die Gattenbeziehung keine Wertminderung erfahren.

Einstellung zur Scheidung

Der institutionelle Charakter von Ehe und Familie wird heute weitgehend nicht mehr gesehen. Er ist zurückgetreten. Das braucht jedoch die Stabilität der Ehe nicht zu gefährden. Der „objektive Rahmen“ ist auch heute noch vorhanden, durch Gesetzgebung, Sitte, Tradition und Glauben. Nur stehen die objektiven Elemente für viele Menschen nicht mehr im Mittelpunkt der Ehe, sondern sind an den Rand des Bewußtseins gerückt. Dennoch werden die objektiven Momente gesehen und gewertet; wenn die Ehe gefährdet ist. Knapp zwei Drittel aller Befragten sprechen sich für eine Erschwerung der Ehescheidung aus, ein Viertel zieht eine Erleichterung der Scheidung vor. Die Frage der Scheidung wird von den meisten in erster Linie als ein Problem moralischer und sachlicher Zweckmäßigkeit gesehen. Fragen der Zweckmäßigkeit lassen für eine Erschwerung der Scheidung sprechen. Der Zweckmäßigkeitsstandpunkt überwiegt jedoch auch bei den Begründungen für eine Erleichterung der Ehescheidung. Das Vorhandensein von Kindern spielt dabei keine entscheidende Rolle. Entscheidend ist vielmehr, ob man einen Ehepartner besitzt oder ob man ihn verloren hat. Vollfamilien sind gegen Scheidung. Witwen mit Kindern sind überdurchschnittlich oft für Erleichterung der Scheidung. Von den Geschiedenen sprechen sich über die Hälfte für Erschwerung der Scheidung aus. Je höher die Schulbildung im einzelnen ist, um so häufiger spricht man sich für eine Erleichterung der Scheidung aus, um so seltener wird das christliche Gebot angeführt, um so häufiger aber auch auf die Verantwortung für die Kinder hingewiesen. Katholiken (68 %) treten verhältnismäßig mehr für Erschwerung der Scheidung ein als Protestanten (61 %). Die Zahl der Gleichgültigen und Meinungslosen ist bei beiden gleich groß (10 %).

Gattenfamilie und Kinderfamilie

Wie wirkt sich die Betonung der Gattenfamilie auf das Eltern-Kind-Verhältnis aus? Die Gattenfamilie scheint nicht kinderfeindlich zu sein. Jedenfalls halten 90 % aller Befragten, ein oder mehrere Kinder zu haben, für ideal. Diese Einstellung wird durch ein anderes Ergebnis korrigiert. Auf die Frage: „Wollen Sie Enkelkinder haben?“ sprachen sich nur zwei Drittel dafür aus, ein starkes Viertel interessierte diese Frage nicht, 3 % waren gegen Enkelkinder. Den Idealvorstellungen am nächsten kommt das Pärchen. Jeder zweite Mann bzw. jede zweite Frau finden zwei Kinder ideal. Die Einkindehe scheint viel weniger

(10%) wünschenswert. Für drei oder mehr Kinder entscheiden sich ein knappes Drittel. Im ganzen läßt sich eine weitverbreitete Aufgeschlossenheit gegenüber dem Kinderproblem feststellen. Die überwältigende Mehrheit spricht sich für die Vollfamilie aus, die jedoch nur für den engsten Familienkreis Gültigkeit hat. D. h. Kinder gehören zur Familie im Rahmen der Gattenbeziehungen. Was die erwachsenen Kinder später tun, ist ihre Sache. Die Mobilität des Zeitalters läßt kein kontinuierliches Denken nach vorwärts und rückwärts zu.

Das Milieu scheint die Einstellung zur Kinderfrage stärker zu prägen als die Verschiedenheit zwischen den Geschlechtern und Generationen. Hier stehen die Arbeiter der Nachkommenfrage am häufigsten gleichgültig gegenüber (30%). Die Begründungen für die gewünschte Kinderzahl sind durchwegs sachlicher Natur. Wenn auch die Kinder oft keine zentrale Rolle mehr spielen, so sind sie doch nicht an den Rand des Familienlebens gerückt. Die Eltern-Kind-Beziehungen sind persönlicher geworden. „Diese Stärkung des persönlichen Elementes bedeutet allerdings zugleich eine etwas größere Labilität ihrer Stellung im Gefüge der Familie.“

Freizeit und Gemeinsamkeit

Die Stabilität der Gegenwartsfamilie läßt sich weitgehend an ihren Gesellungsformen und -wünschen ablesen. Der Wunsch nach Gesellung zeigt sich am stärksten im Freizeitverhalten.

Zwei Drittel aller Befragten möchten den Sonntag gern gemeinsam mit allen Familienangehörigen verbringen. Für den Urlaub ist der Wunsch nach familiärer Gemeinsamkeit nicht ganz so groß. Die Hälfte der Befragten möchte ihn am liebsten mit allen Familienangehörigen verbringen. Die Kurve der Kontaktfreudigkeit fällt vom 25. Lebensjahr stetig bis zum 65. und steigt dann wieder an. Die Einkommensunterschiede wirken sich nicht wesentlich auf die Wünsche nach Gemeinsamkeit oder Vereinzelung beim Urlaub aus. Viel wichtiger ist der Umstand, ob in der Familie nur der Haushaltungsvorstand Geld verdient oder ob Mitverdiener vorhanden sind. Ist letzteres der Fall, so tritt der Wunsch nach einem gemeinsamen Urlaub (mit der ganzen Familie) zurück.

... am Werktag

Ein Viertel aller Befragten hat am Werktag, zwischen Aufstehen und Schlafengehen, praktisch keine Freizeit, wenn man nicht laufende Arbeiten vernachlässigen will. Rechnet man die 10% hinzu, die eine Stunde frei haben, so sind es über ein Drittel, die über keine oder nur eine sehr beschränkte Freizeit verfügen. Ein weiteres Drittel hat zwei bis drei Stunden täglich Freizeit, das restliche Drittel erheblich mehr. Die Freizeitsituation ist für die Frauen etwas ungünstiger als für die Männer. Rein zeitlich gesehen, ist der Unterschied zwischen der Arbeit der berufstätigen Männer und den Hausfrauen nicht wesentlich. Hingegen ist der Unterschied zwischen Männern und berufstätigen Hausfrauen sehr beträchtlich. Von den Männern hat ein Drittel praktisch keine Freizeit, von den berufstätigen Frauen dagegen 43%.

Die Freizeit am Abend eines Werktages wurde von 60% mit Familienangehörigen verbracht. Je länger die Freizeit dem einzelnen bemessen war, um so häufiger verbrachte er diese im Familienkreis. „Zu knapp bemessene Freizeit ist der Feind familiärer Gemeinsamkeit.“ Die Freizeit

am Wochentage ist indessen nicht allein vom Streben nach Gemeinsamkeit oder Vereinzelung abhängig, sondern sie ergibt sich aus den realen äußeren Gegebenheiten. Man kann kurz sagen: Je reichhaltiger die Freizeit ist, desto stärker ist die familiäre Gesellung.

Was treiben nun die Leute in ihrer werktäglichen Freizeit? Was würden sie am liebsten tun? Die Unterhaltung im weitesten Sinne des Wortes steht an erster Stelle (41%). Jeder Vierte übt eine praktische Beschäftigung in Haus und Garten aus. Jeder Sechste geht spazieren oder macht einen Ausflug, teils zu Fuß, teils motorisiert. Kino, Theater, Vorträge, „Vergnügen“ werden nur selten genannt. 10% ruhen sich aus, besonders in den Großstädten. Fast jeder Zehnte pflegt Kontakt mit anderen.

Unterhaltung ist vornehmlich einzelgängerisch zu verstehen: Lesen, Schreiben usw., Beschäftigungen also *neben* den Familienangehörigen, nicht so sehr gemeinsam mit ihnen. Mit Radiohören vertreibt sich jeder Zehnte die Zeit. Dabei geben Männer etwas häufiger an, Rundfunk zu hören, als Frauen. Hausfrauen betrachten das Radio weniger als Freizeitbeschäftigung denn als Geräuschkulisse. Insgesamt hat im Alltag knapp ein Drittel kein Bedürfnis, mit der Familie etwas Gemeinsames zu tun, weil man in den meisten Fällen nicht weiß, was man miteinander anfangen soll. In diesem vornehmlich räumlichen Nebeneinander erschöpft sich das Zusammensein über weite Strecken.

... am Sonntag

Der Sonntag läßt den Wünschen und Neigungen mehr freien Raum als der Alltag. Der Wunsch nach Gemeinsamkeit (65%) überwiegt die Wirklichkeit (53%). Dennoch ist festzustellen, daß wesentlich häufiger der Wunsch nach Gemeinsamkeit in die Tat umgesetzt wird, als die Einzelgänger ihre Vorhaben verwirklichen. „Der Sonntag ist damit für einen beträchtlichen Teil der deutschen Familien noch ein Hort der Gemeinsamkeit, zumindest schwebt er ihm als ein solcher vor.“

Die Interessen richten sich am Sonntag weitaus am meisten auf „Unternehmungen“ wie Ausflüge, Veranstaltungen, Kino. An zweiter Stelle wird Unterhaltung zu Hause genannt. Bei beiden Antwortgruppen überwiegt das gesellige Moment. Spaziergänge und Ausflüge sind für 43% der liebste Sonntagszeitvertreib. Jeder Vierte hingegen bleibt sonntags daheim. Entgegen der einzelgängerischen Unterhaltung am Werktagabend, ist man sonntags meisten gesellig beieinander. Die Unternehmungs- und Vergnügungsfreudigkeit des Großstädtlers ist „höchstens genauso stark“ wie bei Mittel-, Kleinstädtern und Landbewohnern. Daneben gibt es natürlich auch einzelgängerisches Verhalten, vor allem der Sportplatzbesuch. Hobbies dieser Art gehen immer auf Kosten familiärer Gemeinsamkeit. Praktische Beschäftigungen werden am Sonntag nur von 7% ausgeführt. Näh- und Gartenarbeit sind allerdings hier weniger Liebhaberei als vielfach selbstgewählte Notwendigkeit.

Bei der Sonntagsgestaltung klaffen Wunsch und Wirklichkeit im einzelnen ziemlich weit auseinander. Reichlich ein Drittel der Befragten, die Spaziergänge bevorzugen, haben auch einen Sonntagsspaziergang gemacht. Die Freunde der sonntäglichen Auto- und Motorradfahrt realisieren nur zum kleinsten Teil ihre Vorliebe, nämlich nur jeder Siebte von ihnen. Fast die Hälfte von denen, die ein geselliges Beisammensein im Familienkreis am Sonntag bevorzugen, beschäftigen sich in Wirklichkeit allein. Wenn

dennoch zu Hause eine beträchtliche Anzahl der Familien gemeinsame Unterhaltung pflegt, so geschieht das deshalb, weil diese gesellige Unterhaltung sehr oft eine Ersatzfunktion hat. Sie tritt ein, wenn aus dem Spaziergang oder anderen Unternehmungen nichts wurde.

Hausmusik, Lektüre und Geselligkeit

Die Hausmusik ist keineswegs ausgestorben, auch wenn sie auf weite Strecken hin in den deutschen Familien keine die Freizeit bestimmende Funktion mehr hat. Zwei unter zehn Familien singen oder musizieren häufig, zwei tun es selten, sechs nie. Bei reichlich einem Drittel aller Familien wird mindestens hin und wieder musiziert. Hausmusik alten Stiles wird in zahlreichen Familien als Bildungsgut empfunden, bei Angestellten, Beamten, Selbständigen und Freiberuflern um so häufiger, je höher die Schulbildung ist.

Von 100 Familien lesen 50 häufig, 32 selten, 18 nie. In den 50 Familien, die häufig lesen, befassen sich 32% selten, 16% niemals mit geselligem Lesen. Je niedriger die Schulbildung, um so seltener wird vorgelesen.

Gesellschaftsspiele stellen lediglich eine Form mittelbarer Geselligkeit dar. In jeder zweiten Familie werden häufig oder selten Gesellschaftsspiele gespielt. Reichlich die Hälfte davon befassen sich mit Kartenspielen, ein gutes Drittel mit Brettspielen. Die Schachspieler sind gegenüber den Skatspielern nur schwach im Hintertreffen. Die Neigung zum Gesellschaftsspiel hat mit Beruf oder Bildung wenig zu tun. Die Mittelstädter finden sich häufiger zu einem Spiel zusammen als die Bewohner in der Großstadt oder auf dem Lande.

Fußballtoto

Ein Drittel der Familien spielt häufig Toto, ein Viertel gehört zu den Gelegenheitsspielern und 41% tippen niemals. Am meisten und häufigsten spielen die Arbeiter, und zwar erheblich mehr als die Angehörigen aller anderen Berufe. Nur jeder Vierte von ihnen hat noch nie getippt. Der Toto hat die meisten Anhänger bei Personen der mittleren Einkommensgruppen. Wer weniger als 250.— DM monatlich verdient, braucht sein Geld für andere Zwecke; wer ein gutes Einkommen hat, ist am Toto nicht interessiert. Auch von den Totospielern zieht der weitaus größte Teil die Gemeinsamkeit mit der Familie am Sonntag vor, allerdings um 7% seltener als die Nichtspieler.

Kinobesuch

Mehr als die Hälfte aller Befragten geht mindestens einmal im Monat ins Kino, ein reichliches Drittel davon sieht sich mindestens zweimal im Monat einen Film an. Am stärksten ist die Kinobegeisterung bei den Jungen. Je älter die Menschen werden, um so mehr flaut das Interesse ab. Von den 16- bis 25jährigen gehen zwei Drittel regelmäßig, mindestens zweimal monatlich, ins Kino, von den 25- bis 30jährigen nur jeder Zweite. Bei den über 65jährigen handelt es sich nur noch um jeden Zehnten. Welcher Zusammenhang besteht nun zwischen Kinobesuch und Familienleben? Die EMNID-Untersuchung sagt: „Der Kinobesuch kann unter dem Blickwinkel der familiären Gesellungen keineswegs als ein Element angesehen werden, das auf das Familienleben negativ einwirkt.“ Von den Befragten, die in den letzten vier Wochen im Kino waren, hat der weitaus größte Teil das Filmtheater jeweils mit einem oder mehreren Familienangehörigen be-

sucht, nämlich knapp drei Viertel von ihnen. Jeder Zehnte ging teilweise gemeinsam, teilweise allein. Bei denen, die miteinander ins Kino gingen, handelt es sich größtenteils um die beiden Ehegatten. Selbst von denen, die offensichtlich keinen Wert darauf legen, den Sonntag gemeinsam mit der Familie zu verbringen, gehen doch 60% mit Familienangehörigen ins Kino. In zahlreichen Fällen kann also dem Kinobesuch sogar eine fördernde Wirkung auf die familiäre Gemeinsamkeit zukommen. Das besagt freilich noch nichts über den Einfluß der angeschauten Filme auf das Familienleben. Außerdem muß man sich darüber im klaren sein, daß der Kinobesuch in vielen Fällen die Aufgabe einer Ersatzfunktion hat, vor allem bei Ehegatten.

Autorität und Gleichrangigkeit

Die Frage der Führungsverhältnisse in der Familie muß heute unter dem Gesichtspunkt der Gattenbeziehungen gesehen werden. Trotz einer gewissen Überlegenheit der Männer wird die Gattenbeziehung in der gegenwärtigen deutschen Familie unter dem Gesichtspunkt gleichrangiger Gefährtschaft erfahren. Rund zwei Drittel der Familien haben das Leitbild der Gleichrangigkeit der Ehepartner. Dabei sind die Führungsverhältnisse in der Familie durchaus nicht einschichtig und eindeutig. Sie durchkreuzen sich in der Praxis fast immer. Häufig besteht eine Diskrepanz zwischen Leitbild und sozialer Wirklichkeit. Die faktische Führung ist meist nicht abhängig von grundsätzlichen Entscheidungen, sondern von den konkreten Anforderungen.

Als Beispiel diene die Frage der familiären Entscheidungsgewalt in Erziehungsfragen. Über ein Viertel aller Familien mit Kindern unter 16 Jahren behauptet, in der Erziehung der Kinder immer einig zu sein. „Für zahlreiche Erwachsene ist dies zugleich eine Prestigefrage, und man darf ihre Auskünfte nicht ohne weiteres für bare Münze nehmen.“ In jeder zehnten Familie bestehen für die Kindererziehung ungünstige Bedingungen, da die Ehepartner meist oder immer in Erziehungsfragen uneins sind. („Dieser Prozentsatz entspricht dem Anteil der Familien, für die eine Zerrüttung der ehelichen oder familiären Verhältnisse bzw. ganz ernste Störungen des Familienlebens gefolgert werden müssen.“) Wenn man sich „immer“ über die Kindererziehung einig ist, spricht man dem Mann am häufigsten eine „Entscheidungsgewalt“ zu. Je seltener dieser Glaube an Übereinstimmung zwischen den Eltern vorhanden ist, desto seltener wird die „Entscheidungsgewalt“ den Männern zugeschrieben. Je weniger einig die Eltern sind, desto größer wird der Einfluß der Ehefrau. Gibt es nun mehr Meinungsverschiedenheiten, fragt die EMNID-Untersuchung, „weil die Hausfrau die Entscheidungsgewalt hat, oder hat die Ehefrau entsprechend häufiger die Entscheidungsgewalt in der Hand, je mehr Meinungsverschiedenheiten entstehen?“ — Sicher wird im allgemeinen das Zweite der Fall sein; denn die Frau und Mutter hat im allgemeinen mehr Kontakt mit den Kindern. Warum nennen dann aber Männer wie Frauen um so häufiger den Ehemann als ausschlaggebenden Partner, je größer die Übereinstimmung zwischen den Ehepartnern in Erziehungsfragen ist? Die Untersuchung sagt: weil für zahlreiche Männer und Frauen ein traditionelles Idealbild des väterlichen Vorranges bei der Kindererziehung besteht, selbst da, wo nachweisbar der Vater nicht den Ausschlag gibt.

Ähnliches gilt auch für die Fragen der Wirtschaftsführung, z. B. wenn es sich um größere Anschaffungen handelt. Die Vorrangstellung des Ehemannes auf der einen Seite und die Gleichrangigkeit der Partner auf der anderen Seite sind in der Wirklichkeit des Familienlebens angefochtener und weniger eindeutig, als sie im Bereich der Vorstellungen existieren. Im wesentlichen handelt es sich bei dem als Leitbild angegebenen Vorrang des Mannes um einen Vorrang als Ehegefährte, weniger um eine führende Stellung im Sinne patriarchalischer Vorstellungen. Andererseits wird in der Praxis des Familienlebens trotz der Anerkennung der Gleichberechtigung der Ehegatten durchaus die Verschiedenheit der Aufgaben gesehen.

Bei fast der Hälfte aller Familien mit Kindern liegt eine organische Rollenverteilung vor. Die Mutter hat das Vertrauen der Kinder, der Vater die Autorität (Entscheidung in Erziehungsfragen). Bei fast einem Drittel aller Familien liegt eine einseitige Kontaktbindung vor: Autorität und Vertrauen liegen nur bei einem Elternteil, Vater oder Mutter. In rund einem Zehntel der Familien herrscht eine Situation ohne Vertrauen. Die Eltern besitzen wohl den Respekt der Kinder, nicht aber ihr Vertrauen. Die Kinder schütten anderen Personen ihr Herz aus. Die Situation ohne Vertrauen ist bei solchen Familien öfter gegeben, in denen beide Elternteile gemeinsam oder abwechselnd Autoritätsfunktion ausüben. Mit anderen Worten: wo klare Autoritätsverhältnisse vorhanden sind, ist auch das Vertrauensverhältnis günstiger. Berufliche Belastungen mindern den Einfluß des Ehemannes auf das Familienleben. Auch bei zu großer Inanspruchnahme durch den Beruf ergibt sich eine starke Schwächung seiner Stellung. Hingegen wirken sich Unregelmäßigkeiten in der Berufsarbeit nicht auf die Einflußstellung des Mannes in der Familie aus. Vertrauensverhältnisse haben ihren eindeutigen Schwerpunkt in den Beziehungen zwischen den Angehörigen der Kleinfamilie, insbesondere zwischen den Ehepartnern. Sind die Beziehungen gestört, so wendet man sich nicht an Eltern oder Verwandte, sondern an Freunde und Bekannte.

Öffentlichkeit und Familie

Das Verhältnis der Familie bzw. der einzelnen Familienmitglieder zur Öffentlichkeit im weitesten Sinne (Vereine, Gesellschaften, Verbände, Schule, Kirche, Parteien) ist eindeutig negativ. Von 100 Befragten sind 17 ehrenamtlich irgendwie tätig. Auf die Frage: „Soll sich der Ehepartner um öffentliche Dinge kümmern?“ antworteten 69% mit nein, 12% machten keine Angaben. Nur 16% der Männer befürworteten eine Anteilnahme ihrer Frauen am öffentlichen Geschehen, von den Frauen sind es 22% in bezug auf die Männer. Hingegen haben über die Hälfte der Familien ein positives Verhältnis zum Staat (d. h. zu ihrer Vorstellung vom Staat). Zwischen Vollfamilien und Kinderlosen besteht darin kein Unterschied. Der Staat wird von einer deutlichen Mehrheit als nicht familienfeindlich angesehen. Man sieht in ihm keine Institution, die den Familieninteressen entgegengesetzt ist. Er existiert jedoch offenbar nur in der Vorstellung oder als etwas, das weit über den Köpfen schwebt, das einen persönlich nicht berührt, auf das man daher auch nach Meinung der Mehrzahl der Befragten keine Zeit verwenden soll. Das gilt auch für Familien, die positive und intensive Nachbarschaftsbeziehungen pflegen: in keiner Hinsicht ergeben sich Hinweise

darauf, daß positive oder negative Verhältnisse in der engeren persönlichen Umwelt bzw. mit Nachbarn einer Teilnahme am öffentlichen Leben förderlich bzw. nicht förderlich sind.

Die deklassierte Familie

Das sind einige der wichtigsten Ergebnisse, die die Repräsentativbefragung des EMNID-Institutes zutage gebracht hat. (Wir beschränkten uns bei unserer Auswahl auf Partner-, Eltern-Kind-Beziehungen, Freizeitverhalten, Führungsverhältnisse und Öffentlichkeit.) Die Ergebnisse sind vorwiegend statischer Natur, sie lassen wohl einen Wandel innerhalb der deutschen Familie vermuten, fassen aber, da keine Vergleichspunkte gegeben werden, die einzelnen Veränderungen nicht. (Das war auch nicht Aufgabe der Befragung.) Sie schwanken häufig zwischen dem Aufweis von Wunschbild und Wirklichkeit. Das Bemerkenswerte an ihnen ist, wie schon angedeutet, daß sie sich im großen und ganzen mit den Ergebnissen der Wurzbacherschen und Schelskyschen Untersuchungen decken, obgleich letztere methodisch anders vorgehen. Beide Arbeiten ergänzen sich in erstaunlicher Weise. Wer bisher gegen die Ergebnisse Schelskys aus irgendwelchen Gründen Bedenken hegte, sieht sie jetzt, fünf Jahre später, durch eine Untersuchung mit ganz anderem Material bestätigt.

Die 167 ausgewerteten Familienmonographien Schelskys und Wurzbachers umfassen jeweils 15 bis 75 Seiten Text. Sie sind das Ergebnis langer, z. T. jahrelanger Beobachtungen. Ihre spezielle Aufgabe war, den Wandel innerhalb der Familien aufzuzeigen, der durch Krieg und Nachkriegszeit bedingt ist. Schelskys und Wurzbachers Beobachtungsmaterial entstammt, wie schon angedeutet, dem Bereich der sogenannten deklassierten Familie. Darunter sind folgende Familien zu verstehen:

Solche, die im Sinne der Ausstoßung oder Suspendierung vom alten Beruf, meist aus politischen Gründen, deklassiert wurden;

Familien, die durch den Krieg den Gatten oder Vater verloren;

ausgebombte Familien;

Familien, deren Väter lange Zeit in Gefangenschaft waren, besonders in Rußland;

Familien mit schwerversehrten Vätern;

Heimatvertriebene und Flüchtlinge.

Derartige Schicksale scheinen auf den ersten Blick für das Gesamt der deutschen Familie nicht typisch zu sein. Schelsky stellt jedoch folgende Rechnung auf: Es gab in den Jahren nach 1945

1. 9,1 Millionen Heimatvertriebenen und Ostzonenflüchtlinge;
2. 1,5—2,5 Millionen beruflich Deklassierte (soweit nicht unter 1.);
3. 2,5 Millionen Kriegerwitwen mit Angehörigen;
4. 1,5 Millionen Schwerversehrte mit Angehörigen;
5. 2 Millionen Spätheimkehrer mit Angehörigen (1951);
6. 4,5—6 Millionen Bombengeschädigte mit Angehörigen.

Es spielt zunächst keine Rolle, daß sich heute, 1956, für viele dieser Deklassierten die Situation geändert hat. Worauf es ankommt, ist, daß fast die Hälfte der Bevölkerung der Bundesrepublik diese Schicksale zu tragen hatte und von ihnen geformt wurde. Schelsky erschrickt übrigens selbst vor dieser horrenden Zahl von 20 bis 23 Millionen Deklassierter in der Bundesrepublik und macht von ihr

einzelne Abstriche (Überschneidungen). Er kommt zu dem Endergebnis, daß mindestens ein Drittel der westdeutschen Bevölkerung mit Sicherheit zum Typus der deklasierten Familie zu rechnen ist. Indem Schelsky nun die „intakte, eingesessene“ Familie der deklasierten gegenüberstellt, kommt er zur Bestätigung eines soziologischen Fundamentalsatzes, der lautet: Nicht die Deklassierten passen sich den Einheimischen, Unversehrten an, sondern umgekehrt die Einheimischen der sozialen Dynamik der Deklassierten. Mit anderen Worten: „Die Flüchtlingsfamilie ist keine Ausnahme, kein Gegensatz zu einer konstant bleibenden Familienverfassung der deutschen Gesellschaft, sondern sie scheint die fortgeschrittenste und ausgeprägteste Form einer Wandlung zu sein, der die deutsche Familie in der Gegenwart überhaupt unterliegt.“ Von dieser schwerwiegenden Einsicht her versucht Schelsky eine Reihe von Erscheinungen im sozialen Leben des heutigen Westdeutschland zu erklären.

Schelsky hat später selbst sein ursprüngliches Material erweitert und ergänzt. Die ersten Ergebnisse sind bestätigt worden. Sein Verdienst ist es, eine Einordnung der verschiedenartigen Einzelergebnisse im Sinne einer Theorie der gegenwärtigen Familie in Deutschland versucht zu haben, wobei er das Schwergewicht seiner Ausführungen auf das Verhältnis zwischen Familie und Öffentlichkeit legt. Wir halten uns im folgenden an die Endredaktion seiner Ergebnisse in „Wort und Wahrheit“.

Familiärer Gruppenegoismus

Zunächst stellt auch Schelsky ausdrücklich fest, daß, entgegen andersartiger Meinung, die Notzeiten von 1939 bis 1945 die Stabilität der deutschen Familie gesteigert haben. In der Zeit der Auflösung wurde die Familie zum letzten rettenden Pol, der gegenüber allen Angriffen der Außenwelt mit Erfolg verteidigt wurde. Der erhöhte Zusammenhalt der Familie ist zunächst nichts anderes als eine Kompensation für den Verlust an Sicherheit und Stütze durch die Gesamtgesellschaft. Die Gesellschaft hat gegenüber der Familie versagt. Jetzt mobilisiert die Familie alle ihre Kräfte zu ihrem Erhalt, auch gegen die Ansprüche der Öffentlichkeit. Nicht daß die Intimgruppe der Familie der Öffentlichkeit gegenüber feindlich eingestellt wäre — sie benötigt nur zu ihrem Erhalt alle Kräfte und verliert darüber die Kontaktfähigkeit zur weiteren sozialen Umwelt. „Der Rückzug auf das Private des familiären Lebens und der heute wesentlich von dorthier verstandenen beruflichen Arbeit läßt das Gefüge der Gesellschaft, die Standes-, Klassen- und Berufsgruppierungen, unterirdisch in ein Mosaik isolierter Familien auseinanderfallen und erzeugt einen sehr bewußten kleinfamiliären Gruppenindividualismus und -egoismus als einen der stärksten Antriebskräfte unserer gegenwärtigen sozialen Situation.“ „Das ‚Ohne-uns‘ gegenüber den Ansprüchen der Gesamtgesellschaft stammt also aus einem verstärkten ‚Mit-uns‘, einer gesteigerten Lebensverantwortung gegenüber dem engeren, persönlichen Lebensbereich.“

Der bürokratischen Öffentlichkeit steht nicht mehr ein isoliertes Individuum gegenüber, sondern ein sehr bewußter kleinfamiliärer Gruppenegoismus, „der deshalb stärker ist als der Egoismus des isolierten Einzelmenschen, weil er den sozialen Opferwillen des einzelnen auf die Familie ablenkt . . . , so daß der Gesamtgesellschaft ein sehr sachlicher und skeptisch vor ideologischer Ausbeu-

tung geschützter Egoismus der kleinen Gruppe entgegentritt. Hierin liegt auch die heute so oft beklagte materialistisch-egoistische, nur fordernd auftretende Einstellung gegenüber dem Staat begründet; indem nämlich die idealistischen, sich identifizierenden Verhaltensweisen abgebaut werden, bleiben die in unserer arbeitsteilig-bürokratisierten Gesellschaft nicht aufgebaren Ansprüche der materiellen Daseinsfürsorge als einzige übrig und dominieren im öffentlichen Leben.“

Je stärker die Ausbildung abstrakter Ordnungen in der modernen Gesellschaft, repräsentiert durch eine alles umschlingende anonyme Bürokratie, betrieben wird, desto mehr zieht sich die Intimgruppe auf ihren natürlichen Bereich zurück. Die Kluft, die zwischen beiden sich auftut, ist gewollt. Sie hat eine weitgehende Antiideologisierung und Entpolitisierung zur Folge, zugleich sind aber Verantwortungs- und Identifikationsbereitschaft nicht nur gegenüber den einzelnen Großorganisationen (Staat, Kirche), sondern letztlich gegenüber dem Schicksal der Gesamtgesellschaft geschwunden. Was seit Jahrhunderten unumstößlich schien, existiert nicht mehr: die Öffentlichkeit der modernen Gesellschaft. „Die ‚Öffentlichkeit‘ wird immer mehr zu einer von den abstrakt-bürokratischen Organisationen selbst gemanagten bloßen Kundgabe ihrer Positionen, Polemiken und Ansprüche, die zwar eine Funktion in der Austragung der Spannungen zwischen den Organisationen hat, kaum aber noch die Erregung der Spannungslage im Interessenhaushalt des einzelnen leistet.“

Überlastungen

Aus dieser Entwicklung erwächst jedoch auch der Familie Gefahr. Wenn die gesamtgesellschaftlichen Institutionen nicht mehr in der Lage sind, seelisch-soziale Grundbedürfnisse des einzelnen zu befriedigen, wird damit die Intimgruppe zusätzlich belastet, sie wird dadurch mit Sicherheit auf die Dauer überfordert. „Indem sie zur ‚ganzen Welt‘ wird, verliert sie jene Weltabgeschlossenheit, die notwendigerweise zur Intimität und Privatheit gehört. Was jetzt scheinbar ihren augenfälligsten Charakter ausmacht, Intimität und Privatheit, erweist sich von ihrem gewandelten Verhältnis zur Öffentlichkeit her als etwas in höchstem Maße Bedrohtes. Verliert die Familie ihre seelischen Entlastungsfunktionen, dann wird es sehr bald auch mit ihrer Stabilität am Ende sein.“

Diese Gefahr der Überlastung der Familie kommt aber nicht nur von außen, von der abstrakten, bürokratisierten, anonymen Gesellschaft. Die Überlastung der Familie in Deutschland ist gleichsam das Gesetz, nach dem sie 1945 angetreten ist. Überlastet ist die Familie einmal von der Öffentlichkeit her, wie gerade ausgeführt wurde, ferner dadurch, daß ihr Ziel, Krieg und Nachkriegszeit zu überleben, nur durch Leistung im Sinne von Arbeit erreicht werden konnte und daß diese Arbeit von Menschen zu leisten war, die am Ende ihrer Kräfte standen, noch ehe der Kampf ums Überleben begonnen hatte, und schließlich, als man sich „behauptet“ und „durchgesetzt“ hatte, wurde der Wunsch „weiterzukommen“ keineswegs abgebaut. An Stelle des Sich-Behauptens trat ein verstärkter Wille zum Prestige, zu einem ständig höher geschraubten sozialen Stellenwert, wodurch die Familie wieder in ein neues Verhältnis zur Öffentlichkeit trat.

Stärker noch als die EMNID-Untersuchung betont Schelsky die Arbeitsüberlastung und die Auswirkungen der

Wohnraumenge für die deutsche Nachkriegsfamilie. Die Arbeitsleistung war nach 1945 der einzige Weg, um „wieder zu etwas zu kommen“. Die Arbeit hat einen Großteil unserer Familien völlig aufgesogen. Dabei hält man jedoch an dem Glauben fest, es handele sich bei dieser Arbeitsüberlastung um etwas Vorübergehendes, ein Scheinglaube, sagt Schelsky, „weil man sich über die Dauer der sozialen Mobilität und die Erreichbarkeit sozialstatistischer Ruhepunkte des Daseins selbst täuscht“. Hinter dem Willen, alle Kräfte und Interessen der Familie auf die Daseinssicherung hinzuordnen, steht das Leitbild vom gemütvollen, verinnerlichten Familienleben, begleitet von einem schmerzlichen Gefühl über den Verlust der Freizeit, die, wenn sie vorhanden ist, gar nicht mehr im Sinne echter Entspannung und Muße genutzt werden kann. Wenn „dieses keine Zeit haben“ früher typisch für die proletarische Familie war, so gilt das heute insgesamt für unsere Gesellschaft.

Weniger dauerhaft mögen nach Schelsky die Auswirkungen des Wohnraum Mangels sein, der jedoch, auf die Zeit gesehen, schwerwiegende seelische Folgen nach sich zieht. Man ist ständig überreizt. Nervöse Störungen nehmen zu. Es ist aufschlußreich, zu sehen, wie die Familienmitglieder, gefragt nach den Gründen von familiären Streitigkeiten und Konflikten, Ursachen anführen, die in der Person der Familienpartner liegen, während der Grund für solche Zwiste meistens in den beengten räumlichen Verhältnissen zu suchen ist. Das hat die EMNID-Untersuchung eindeutig erwiesen. Andererseits wirken sich persönliche Konflikte in der Familie bei weitem nicht mehr so bedeutungsvoll aus wie früher. Der Anspruch auf gegenseitige Hilfe im Lebenskampf läßt sie zurücktreten. Das gilt sowohl für die Beziehungen zwischen den Ehepartnern wie für die Eltern-Kind-Beziehungen. Das erhöhte Solidaritätsbewußtsein führt auch zum Abbau der Generationenspannung. Einer Konflikthaltung zwischen den Generationen der Familie wie zur Zeit der Jugendbewegung ist heute der Boden entzogen, einfach deshalb, weil alle Kräfte der Familie zum sozialen Wiederaufstieg benötigt werden.

Schelsky läßt fast nur noch versachlichte Beziehungen zwischen den Ehepartnern gelten. Die Tatsache, daß von Harmonie, Glück und Liebe gesprochen wird, steht dem nicht im Wege. Hier ist vielleicht zwischen den Ergebnissen der EMNID-Untersuchung und der Schelskyschen Analyse die größte Diskrepanz. Die Repräsentativerhebung spricht von der Wandlung der Institution „Familie“ zu einer Partnerschaft der Ehegatten, die die Bezeichnung „Familie“ nur noch mit Einschränkung verdient. Schelsky glaubt, daß die Gefühlsbindungen weitgehend abgebaut sind. Wenn von ihnen gesprochen wird, handelt es sich um Wunschbilder, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben. Als Beweise dafür führt er die Einstellung zur Partnerwahl, Eheführung und Elternschaft an. Es ist möglich, daß hier sein Material nicht ganz typisch ist. Es ist aber auch möglich, daß die von EMNID Befragten in diesem Bereich tatsächlich überholten Leitbildern folgten, Motive angaben, weil es sich nach ihrer Ansicht „so gehört“. Sicher ist — das geht aus beiden Untersuchungen klar hervor —, daß gegenüber dem bürgerlichen Familientyp des 19. Jahrhunderts, der weit in unser Jahrhundert hinein Leitbild war, die Versachlichung aller Beziehungen in Ehe und Familie zugenommen hat. Die Sexualforschung bestätigt das.

Diese Versachlichung führt nun zu deutlichen Verlusten im Innenraum der Familie. „In der Versachlichung des familiären Lebens durch Arbeitsüberlastung und soziales Durchsetzungsstreben verarmen und versiegen immer mehr die Quellen und Antriebe des Daseins, die den Menschen über die bloße Nutzen-Notwendigkeits-Sphäre emporgehoben hatten.“ „Daß man keine Zeit mehr hat für Dinge, die außerhalb der materiellen Daseinsvorsorge liegen . . . bedeutet ja nicht nur ein zeitweiliges Aussetzen altgewohnter Ansprüche und Tätigkeiten, sondern in der Dauerhaftigkeit dieses Zustandes einen Wandel der Bedürfnisse und Lebensformen gerade in der habituellen Schicht des Verhaltens, einen Ausfall und eine Reduzierung von tradierten Antriebsqualitäten und Verhaltensformen, die nicht vom wünschenden Bewußtsein her aufzuhalten oder einmal beliebig zu erneuern sind, weil sie inzwischen längst ihre sozialen Voraussetzungen und Wurzeln verloren haben.“ Die „Binnenmoral“ der Familie hebt sich, aber auch die Selbstsucht gegenüber der weiteren Umwelt verstärkt sich. Vornehmheit, Großzügigkeit, Mitleid, früher durch den sozialen Rang der Person weitgehend geschützt, sind nur noch als individuell-moralische Leistungen möglich. Sie erscheinen den meisten von uns als „ein Luxus des Gemüts in einer Gesellschaft, in der sich . . . Unsicherheit immer universaler ausbreitet und jedermann sich vor sich selbst auf seine eigene berufen kann“.

Nach Schelsky (und übrigens auch nach der EMNID-Untersuchung) gehört zu diesen Vorgängen auch die Minderung des religiösen Lebens. Wenn dem manche Tatsachen zu widersprechen scheinen, so dürfe man sich doch darüber nicht täuschen, „daß die Entwurzelung der weiten, der Kirche in traditioneller Sitte verbundenen ländlichen Schichten des Ostens diesen auch ihre altgewohnte Einstellung zum kirchlichen Leben sehr erschwert hat, insofern sie jetzt . . . diese Bindungen in ihren persönlichen und privaten Entschluß zurücknehmen müssen und sie nicht mehr als sozial selbstverständlich gegeben ansehen“. Der soziale Durchschnitt zeigt, soziologisch gesehen, daß Fälle von völliger Abweichung vom Glauben oder vertiefter Zuwendung zu ihm auf Grund schwerer sozialer Schicksale nicht als typisch anzusprechen sind. Hingegen ist immer wieder festzustellen, daß sogenannte „christlich und auch kirchlich gesinnte“ Familien nicht mehr praktizieren, weil es die Fülle der Arbeit nicht mehr zuläßt. Religiöse Gleichgültigkeit ist heute häufig nicht die Folge eines Entschlusses oder eines Gesinnungswechsels, sondern Auswirkung eines überforderten Daseins mit dringlich erscheinenden, wenn auch primitiven materiellen Ansprüchen.

Schelsky kommt zu dem Ergebnis, daß die Familie zusehends ihre Kulturfunktion verliert. „Man kommt heute zu nichts mehr.“ Das Wort höre man auch immer wieder in Kreisen, denen eine „gebildete“ Beschäftigung, Muße und Lebensformen mit echtem Gehalt Bedürfnis sind. Der Mangel an Betätigungsmöglichkeiten auf diesem Feld wird mit der Zeit sowohl Bedürfnis wie Fähigkeiten dazu abschwächen. Das ist sicher. „Die Frage: Wo ist überhaupt noch echte Bildung möglich, wird zu einer der brennendsten Sorgen, die sich aus den inneren Wandlungen des familiären Lebens in den Umwälzungen unserer Gesellschaft aufdrängen.“

Aufstieg und Prestige

Welche Bedürfnisse und Ziele verbinden heute die Familie mit der Gesamtgesellschaft? Auf diese Frage antwortet Schelsky: Zunächst den früher innegehabten Rang in der Gesellschaft wieder erringen und dadurch soziale Sicherheit gewinnen. Dieses Ziel glaubt die Familie allein kraft ihrer Gruppenanstrengung erreichen zu können. Mit anderen Worten: Man will „aufsteigen“, alle wollen „aufsteigen“, nicht nur die „Deklassierten“. Diese stecken die „Einheimischen“, „Unversehrten“ durch ihre Dynamik und ihren Willen zum Wiederaufstieg an.

Der Wille zum Wiederaufstieg zielt nun in vielen Fällen gar nicht auf die Wiedergewinnung der alten tatsächlich innegehabten Positionen, sondern auf etwas, was man sich einbildet, einmal gesellschaftlich gewesen zu sein. Das ist vor allem häufig dann der Fall, wenn die Familie feststellen kann, daß ihre Anstrengungen erfolgreich sind. Man begnügt sich nicht mit dem Erreichten, sondern will jeweils über das Erreichte hinaus mit der Begründung, das sei man seiner früheren, durch die Kriegsfolgen in Verlust geratenen Position schuldig. Am Beispiel des Aufstiegswillens, der niemals befriedigt werden kann, weil die Dynamik, die mit ihm verbunden ist, immer weitertreibt, wird deutlich, wie sich Ziele unmerklich, für das Gesamt der Gesellschaft aber bedeutsam, verschieben. Aus dem Willen zum Erhalt der Familie wächst der Wille zum Prestige.

Der Glaube an den Aufstieg ist, wie Schelsky sagt, ein wesentliches Kennzeichen für die Zunahme an Irrealität unseres Sozialbewußtseins. Indem alle aufsteigen wollen, steigt in Wirklichkeit niemand auf. Alle verändern mehr oder weniger ihren sozialen Status, indem sie sich verbessern, aber niemand läßt die anderen in diesem Kampfe wirklich hinter sich. Da wo der einzelne bedeutendere wirtschaftliche Erfolge als sein Nachbar hat, also wirtschaftlich aufsteigt, bleibt er den Überflügeltten der Mentalität nach verbunden. Der Aufstieg wurde nur wirtschaftlich geschafft. Die Mobilität der Gesellschaft ist so groß, daß jederzeit der umgekehrte Prozeß eintreten kann. In der geistigen Verfassung unterscheiden sich die einzelnen Gesellschaftsmitglieder nicht. „Vorankommen, etwas darstellen“ heißt die Losung. Da man weiß, daß das eigentlich nicht alles ist, was den Menschen erfüllen darf, betont man Wünsche und Absichten, die nicht mehr realisierbar sind, wie das heutige Freizeitverhalten beweist: Man hält unverrückbar an der Position des „Bürgers“ fest und glaubt aus einem Standesbewußtsein zu leben, das von der Wirklichkeit längst überholt ist.

Das sind typische Kennzeichen für unsere „verhältnismäßig einheitliche bürgerlich-mittelständisch denkende und lebende Gesellschaftsschichtung“. Diese Gesellschaft wird nicht mehr von einer irgendwie hierarchisch gegliederten Gesellschaftsverfassung geprägt, sondern das Selbstgefühl der Menschen erfüllt sich darin, „daß sie sich sozial in die Lage versetzt sehen, in ihrem Lebenszuschnitt an den materiellen und geistigen Gütern des Zivilisationskom-

forts teilzunehmen“. In einer Gesellschaft, die keinerlei soziale Hierarchie mehr kennt, in der die sozialen „Leitern“ abgebaut sind, wächst die Unzufriedenheit der Menschen ständig. „Das durch bloßes soziales Sein nicht mehr zu befriedigende Prestigebedürfnis wandelt sich in einen individuellen Geltungsdrang auf allen Gebieten, so daß die ‚Angabe‘ zum Laster der Zeit geworden ist.“

Das Verhältnis zur Zukunft

Der einzige Weg zur Erfüllung des Aufstiegsbedürfnisses ist heute die berufliche Leistung. Besitz und erworbene Rechte können verlorengehen. Die berufliche Leistung ist die Voraussetzung zum Überdauern. Die Berufsausbildung der Kinder wird zu einem der ersten Ziele aller Familienmitglieder, für die unglaubliche Opfer gebracht werden. Das hohe Interesse an Schulbildung steht jedoch hauptsächlich unter dem sachlichen Gesichtspunkt des beruflichen, sozialen Fortkommens, „sehr selten unter dem der Bildung der Persönlichkeit der Kinder“. Die „Kinder sollen es besser haben“. Das ist die vorherrschende Meinung.

Auch bei dieser Frage spielen überholte Leitbilder eine große Rolle. Man wünscht für die Kinder Berufe, die „solid“ sind, „etwas Ehrbares“; nur keine ungelerten und angelernten Berufe. Handwerkliche Berufe stehen daher im Vordergrund der Wünsche. Dabei prägt der Beruf des Vaters mehr oder minder deutlich die Vorstellungen über die Berufswahl des Sohnes (EMNID). Die Berufswünsche für den ältesten Sohn liegen zum großen Teil im Bereich der Berufsgruppe des Vaters. Man will nicht in andere Berufe, sondern innerhalb der Gruppe des Vaters bleiben, aber in gehobener Stellung. Anders ist es bei den Töchtern. Auch sie sollen einen Beruf lernen. Die Tochter als Hausfrau und Mutter wurde nur von jeder fünften Familie genannt.

Während ein enges, persönliches Verhältnis zum eigenen Kind in der heutigen Familie vorherrscht, ist das Verhältnis der Eltern zur Enkelgeneration, wie schon gesagt, häufig negativ. Die Lockerung der Beziehungen zwischen Eltern und Großelterngeneration ist ebenfalls bekannt. Die Bindungen zu den Generationen nach vorwärts und rückwärts sind stark abgebaut. Die Mobilität unserer Gesellschaft läßt offenbar nicht mehr zu als die Sorge für den Augenblick. Weil aber nur für den Augenblick gesorgt wird, Vergangenheit und weitere Zukunft daher nicht interessieren dürfen und dann durch fehlende Übung nicht mehr interessieren, kommt keine Stetigkeit und Sicherheit in die gegenwärtige Gesellschaft. Das Denken in und Sich-Verantwortlich-Fühlen für größere Zeiträume als den Augenblick der Gegenwart muß wieder geübt werden. Man sollte daher alles pflegen und zu allem besonders ermuntern und anreizen, was langfristig ist und Dauer braucht, wie Bäume pflanzen, Häuser bauen, Kinder austragen und aufziehen (Arnold Gehlen). Freilich setzt auch das Glauben an die Zukunft voraus.